

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 4 (1928-1929)
Heft: 2

Artikel: Welches war Ihr peinlichster Moment? : Eine Rundfrage [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Welches War Ihr peinlichster Moment?

Eine Rundfrage

(Schluss.)

An den Verlag des «Schweizer-Spiegel».

Ich war 18 Jahre alt, als mir diese peinliche Geschichte passierte. Auf einem Ball traf ich ein junges Mädchen, mit dem ich als Kind viel gespielt und getollt hatte. Wir waren Nachbarskinder und unsere Freude über dieses plötzliche Wiedersehen nach sieben Jahren war natürlich gross. Sie wurde begleitet von ihrer älteren Schwester, einem etwas mittelälteren Fräulein, die schon damals über uns Kinder eine gewisse mütterliche Aufsicht führte. Selbstverständlich forderte ich auch sie zum Tanzen auf. Sie vertröstete mich jedoch auf die nächste «Française», weil sie Rund- oder Gehtänze nicht liebte. (Sie war nämlich im Verhältnis zu ihrem beträchtlichen Umfang ziemlich klein.)

Auf dem Wege zum Tanzplatz erzähl-

ten wir uns allerlei. Um nun aber auch meinerseits etwas zur Unterhaltung beizusteuern, erzählte ich ihr von der Konfirmation meiner Schwester, bei der auch sie zu Gast war, wie man mich schon frühmorgens in einen neuen blauen Anzug steckte, und damit mir vor dem Kirchgang ja nichts mehr passieren sollte, sonderte man mich in weiser Voraussicht von den andern Kindern ab und tat mich zur Grossmutter. Dort war ich auch ganz brav, bis ich im Küchenschrank ein Mehlfass entdeckte und darin solange mit dem Löffel herumschlug, bis ich von oben bis unten wie ein Müller aussah.

In dieser Erzählung kam ich aber nur bis zur Erwähnung des Mehlfasses. In diesem Augenblick setzte die Musik ein und wir tanzten mit Andacht und Würde unsere fünf Touren ab. Als ich dann meine Tänzerin zu ihrem Tisch zurück geleitete, griff sie die abgebrochene Ge-

schichte wieder auf: «Na, wie ist es Ihnen denn gegangen mit dem Mehlfass?» Ich stand noch ganz unter dem Eindruck des Tanzens, denn ich dachte mit keinem Gedanken mehr an meine Geschichte von vorhin. Vielmehr glaubte ich (der Himmel mag wissen warum), dass sie mich auf diese ironische Weise veranlassen will, ihr eine Schmeichelei über den Tanz zu sagen. Ich suchte sie also zu «beschwichtigen» mit den Worten: «Aber, ich bitte Sie, Fräulein Müller, es ist doch sehr gut gegangen, es war nur ein wenig ein Gedränge...»

Noch heute, nach vielen Jahren, sträubt sich mir die Feder, wenn ich meine Gefühle beschreiben soll, im Augenblick, als ich meinen Irrtum merkte!

* * *

Geehrte Redaktion!

Unser Dackel ist ein lieber, guter Kerl und benimmt sich höflich gegen jedermann. Aber Bettler und Landstreicher kann er nicht riechen und fährt ihnen ins Gebein.

Eines Tages kam nun eine ältere Dame zu uns, die unser vierbeiniger Hausfreund durch lautes Gebell schon angekündigt hatte. Wir bemühten uns gemeinsam, den etwas erregten Besuch zu beruhigen, indem wir versicherten, dass der Hauswächter ganz gewiss nur schlampige und unsaubere Leute anfalle, als wir zu unserm Schrecken bemerkten, dass das unglückselige Frauchen eifrig bemüht war, seinen angerissenen Rock und die ebenfalls in Mitleidenschaft gezogenen Strümpfe der Sicht zu entziehen. In diesem Augenblick kam stolz erhobenen Hauptes und Schwanzes unser Waldi durch die halboffene Tür hereingetrip-

pelt und legte eine Stoffprobe des schönen schwarzen Kleides mir zu Füßen, um sofort gegen die inzwischen entdeckte Besitzerin Standlaut zu geben.

Das war sicher unser peinlichster Moment. »

* * *

Lieber «Schweizer-Spiegel»!

Ich besuchte die Musikakademie unserer Kantonshauptstadt. Ich war eitel und hielt mich für schön. Ich wurde von mehreren Gymnasiasten umschwärmt, von denen mir der schwarzhaarige Alfred am besten gefiel.

Es war am letzten Tag unserer Ferien, an einem Samstag. Am Montag begann die Schule wieder. Da war ich über ein Zusammentreffen mit «meinem Alfred» sicher. Ich freute mich auf diese Begegnung, die erste seit Ferienbeginn, und nahm mir vor, recht freundlich und liebenswürdig zu sein.

Ich war gerade damit beschäftigt, in meiner Schlafstube den Staub zu wischen, als mir diese Gedanken über die bevorstehende Begrüssung durch die Sinne liefen. Meine Schlafstube lag neben unserm Wohnzimmer und war durch eine Tür mit diesem verbunden.

Mechanisch führte ich den Staublumpen über Möbel und Rahmen. Beim Spiegel angelangt, betrachtete ich selbstgefällig mein Bild. Meine Gedanken waren bei Alfred. Ich wollte und musste hübsch und freundlich sein. Mein Spiegel musste mich belehren über die geschicktesten Gesten, graziösesten Bewegungen, freundlichsten Mienen. Ich drehte mich vor meinem stummen Ratgeber wie ein Mannequin. Ich studierte Pose und Gesichtsausdruck, nein... ich studierte nicht, ich übte.

Ich neigte meinen Kopf bald links bald rechts, und meine Lippen flüsterten den Namen « Alfred ». In meinem Eifer vergass ich meine Umgebung vollständig. Mein ganzes Denken war nur auf den Augenblick der Begrüssung mit « meinem

Alfred » gerichtet. Meine Augen glänzten, meine Mundwinkel verzogen sich zu einem süssen Lächeln. Ich benahm mich wie ein Schauspieler, der seine

Rolle einstudiert. Meine Bewegungen begleitete ich mit den Worten: « Grüezi Alfred, grüezi Alfred ». Immer eifriger, immer lauter wurde mein Selbstgespräch vor dem Spiegel — « grüezi Alfred, grüezi Alfred! » Immer koketter und selbstgefälliger sprach ich das « Grüezi Alfred, grüezi Alfred » — Viertelstundenlang.

Auf einmal riss mich eine schallende Stimme aus meiner Seligkeit heraus: « Du bisch jetz doch au ä rächti Chueh! »



Ich konnte eben noch feststellen, dass er mich missbilligend musterte

Dieser schmeichelhafte Zuruf stammte von meinem Bruder, der mich längere Zeit durch die halboffene Türe beobachtet hatte.

Es war mir sehr peinlich. * * *

Verehrter Schweizer-Spiegel!

Einmal als blutjunger Leutnant. Abreise zum Wiederholungskurs. Ich lehne mit ein paar Kameraden zum Coupéfenster hinaus. Der Bahnsteig ist voll von Soldaten.

Da erscheint auf dem Schauplatz eine Tante, noch in Tränen gebadet, weil sie eben einer nach Amerika reisenden Verwandten Adieu gesagt hatte. Weinend nimmt sie auch von mir Abschied und ruft zum Schluss über den ganzen Bahnsteig (sie sprach hochdeutsch): «Leb' wohl und begib dich nicht in Gefahr!» * * *

Lieber

Schweizer-Spiegel!

Ich war damals 15 Jahre alt, ein schwächlicher Backfisch mit zwei Zöpfen und schwärmte natürlich für meinen Lehrer. Ausserdem hatte ich viel Interesse am Pfadfindertum und war fest entschlossen, später Pfadfinderinnengruppen zu gründen, die es damals noch nicht gab in unserer Stadt. Mein Wahlspruch war «Allzeit bereit», und ich meinte es ehrlich. Einmal aber wurde er mir zum Verhängnis.

Es war am Donnerstag nach der Fastnacht. Ich befand mich um ½9 Uhr auf dem Schulweg durch die innere Stadt. Ausser einigen Serpentina und einem Trommelschlegel hatte ich noch nichts angetroffen, was einem an die tollen Tage erinnerte. Die wenigen Menschen, die ich traf, sahen, wie immer, ernsthaft und solid aus. Da gewahrte ich in einer kleinen Seitengasse ei-

nen als «dummen Peter» verkleideten Menschen, der im Strassengräblein lag und schauderhaft stöhnte und hustete. Sein Gesicht war nicht bleich, sondern schon eher grün, und sein sonst sehr gediegenes Kostüm zeigte hässliche Flecken. Ein grosser Abscheu liess mich vorerst den Kopf zur Seite drehen; dann erwachte aber plötzlich meine Hilfsbereitschaft. Mit viel Kraftaufwand richtete ich den langen Fastnacht-

narren empor. Er lehnte sich sofort halb ohnmächtig an mich und legte seine Hände auf meine Schultern. Was tun? Abschütteln konnte und wollte ich ihn nicht, und ringsum war kein Mensch zu sehen, der mir hätte helfen können. Es blieb mir nichts anderes übrig, als, den langen Bengel mehr auf als neben mir, die belebteren Strassen aufzusuchen u. nach einer Mietdroschke zu fahnden. Das Aussergewöhnliche hat in diesem Alter einen grossen Reiz.

Ich kam mir ungeheuer wichtig und edel vor und blieb auch tapfer, als ein Vorüber-

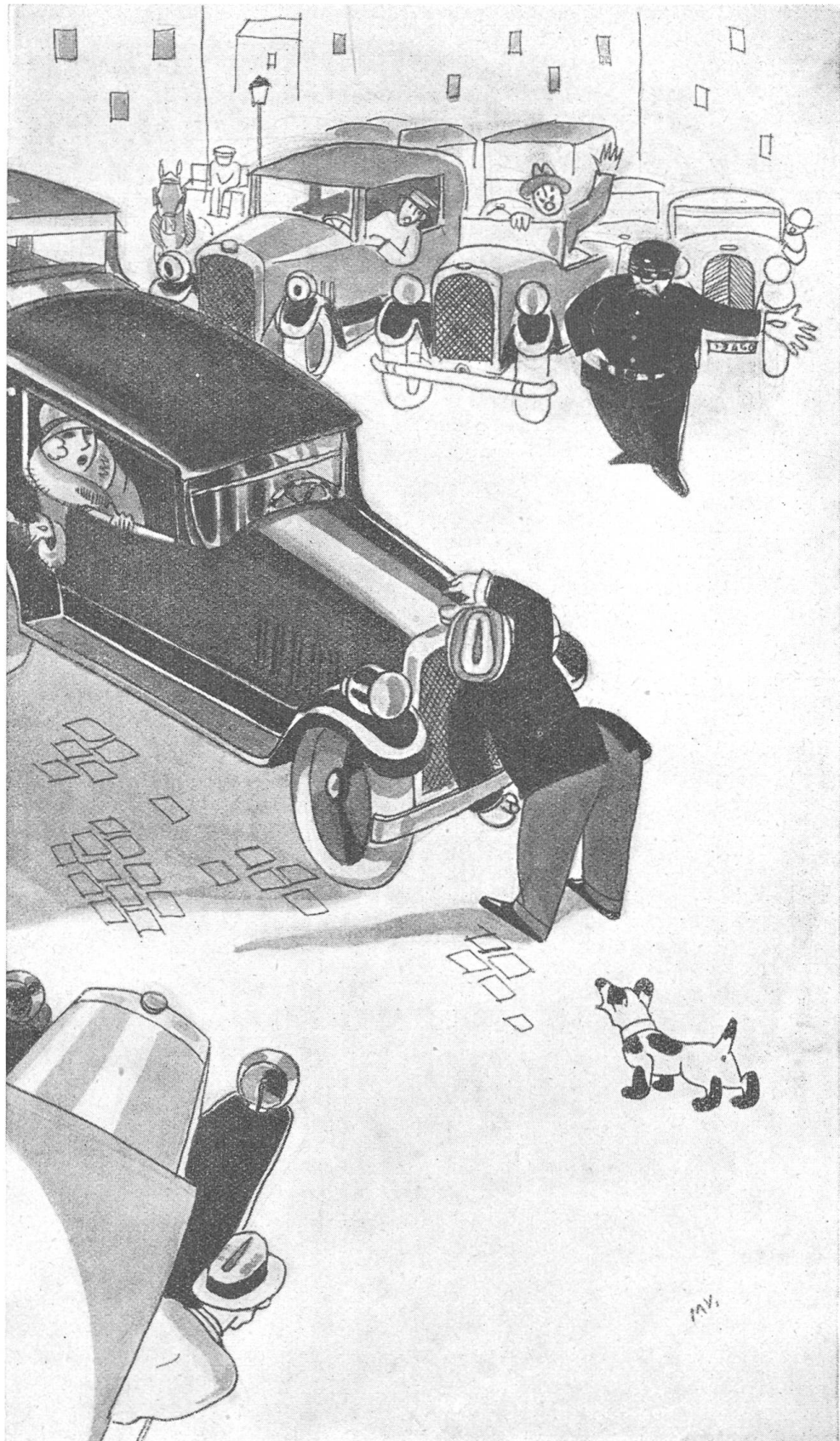
gehender einen ziemlich schlechten Witz über uns und das Standesamt machte. Mein Patient schien sich langsam der Situation bewusst zu werden. Er straffte seine Glieder etwas und gab sich Mühe, etwas Verständliches zu murmeln, was ihm aber nicht gelang. So gelangten wir sain et sauf zu einem Platz, wo Droschken stationierten, und ich winkte, bis sich einer der Führer bequemte, uns über den Platz entgegenzufahren. Jetzt kam aber erst die grösste Schwierigkeit: Name und Adresse des Individuums zu erforschen! Er gab sich sehr viel Mühe im Buchstabieren; aber ich konnte mir nichts zusammenreimen, er stotterte viel zu arg.



Wenn die Kartoffeln an den unrichtigen Ort zu liegen kommen

Schon wollte der Droschkenführer auf die Suche eines Polizisten gehen, als der Patient — offenbar durch dieses eine grosse Wort ein schönes Stück Fassung zurück erhaltend — mit der linken Hand instinktiv in die Hosentasche fuhr und eine zerknitterte Visitenkarte samt Adresse hervorzog. Für mich wäre das der Moment gewesen, wo man in solchen Situationen befreit aufatmet, aber der Zufall führte just in diesem Moment meinen verehrten Lehrer auf das andere Trot-

Wenn der Anlasser in dem Moment versagt, in dem der Verkehrspolizist das „Geht“-Zeichen gibt



toir. Ich konnte eben noch konstatieren, dass er mich missbilligend musterte, als er auch schon verschwunden war. Es war mir nun wohl fast so katerig zu Mute wie dem fremden Mann an meiner Seite. Mechanisch half ich ihn in den Wagen laden und wie im Traume hörte ich den Führer respektvoll einen «bessern» Namen und eine «bessere» Adresse murmeln. Wie im Traume sah ich auch noch, wie der Insasse beim ersten Ruck des Pferdes von der Bank purzelte. — Ich war geschlagen. Mein über alles verehrter Lehrer hatte mich in einer solchen Situation gesehen und — seinem Gesichtsausdruck nach — dieselbe missverstanden.

Trotzdem ich jetzt herzlich lachen kann über dieses tragikomische Vorkommnis, bin ich mir doch auch heute noch der ganzen Peinlichkeit dieses Momentes bewusst.

* * *

Lieber «Spiegel»!

Voll Liebe und Zärtlichkeit streichelte ich ihn; wie geschmeidig und zart er war, der neue Smoking! «Morgen abend wirst du eingeweiht!» — Ich hatte von

entfernten Verwandten eine Einladung erhalten. Die grosse Welt sollte sich mir öffnen, le monde chic, Etoile, Champs Elysées! — Ich war so jung und die Welt voller Zauber!

Am nächsten Abend wollte und wollte der Chef nicht fertig werden. Eine Stunde später als sonst kam ich nach Hause. Nun schnell, schnell. In wenigen Minuten stand ich fertig vor dem Spiegel. So schön war ich noch nie! Der geborene «homme du monde».

Ich kam eben noch recht. Das Essen begann sofort. Eine kleine, elegante Gesellschaft. Eine junge Tochter mir gegenüber. Beim zweiten Hors d'œuvre-Bissen wusste ich, dass sie die Schönste auf Erden sei und ich sie ewig lieben würde. — Alles war noch viel eleganter, als ich erwartet hatte. Zwei Diener für fünf Personen! Es war das erstemal, dass ich einen Diener in Wirklichkeit sah; in der Schweiz leben Diener ja nur auf der Bühne. Meine Befangenheit wich schnell; der Hausherr war sehr freundlich zu mir, und da die Tochter so wenig deutsch sprach als ich französisch,

unterhielten wir uns köstlich. Ich liess all meinen Geist über meine Zunge springen und konnte beinahe immer ein nahezu passendes fast französisches Wort für meinen schweizerdeutschen Esprit finden.

Nach dem reichlichen und vorzüglichen Essen begab man sich in den Salon. Ich bekam eine grosse Zigarre, vor welcher ich Angst hatte. — Eben hatte ich wieder einige geistreiche Bemerkungen angebracht und war glücklich und fröhlich. Welches Glück, hier zu sein und zu diesen Menschen zu gehören. Et elle!

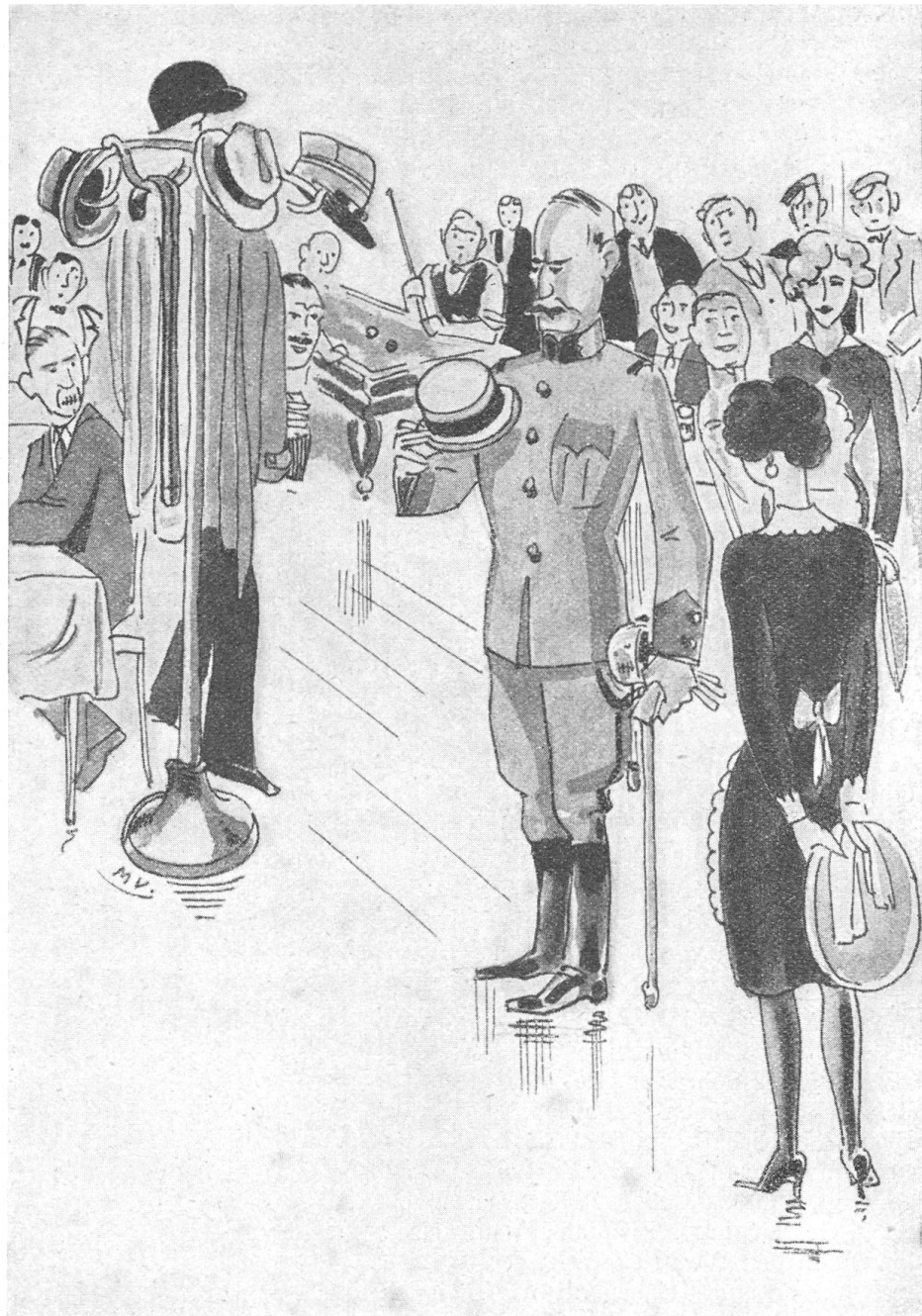
Plötzlich fühlte ich, dass einer der



Herren einen scharfen Blick an meine Beine, die übereinander geschlagen aus einem Klubsessel hervorlugten, warf. Ich folgte seinem Blick und schaute auf meine Hosen. Entsetzen! — Ich starrte lange hin und es schien mir unmöglich! Ein Angsttraumbild! Ich sah die Hosen meines grauen Kleides, schlecht gebügelt, mit einem Fleck über dem linken Knie! Ich hatte also in der Eile in meinem schlecht erleuchteten Zimmer die falschen Hosen angezogen. — Ich konnte die Augen nicht mehr aufschlagen; alle schauten nun auf meine Hosen, alle, ich fühlte es, auch sie. — Das Blut wich aus meinem Gesicht. Unwillkürlich legte ich die Hand auf die Stelle, wo der grosse Fleck die graue Hose zierte und wusste, dass nun die Welt über mir zusammenstürzen werde. — Statt dessen fragte mich der Gastgeber freundlich, ob ich mich nicht ganz wohl fühle; ich bejahte und verschwand.

Ich sah den Herrn erst nach langen Jahren wieder. — Vielleicht wäre mein Leben ohne diesen peinlichen Hosenmissgriff anders verlaufen.

* * *



Wenn sich der Herr Major im Hut vergreift

Geehrte Redaktion!

Nach langem, erfolglosem Umherirren auf der Suche einer mir zusagenden Arbeit war es mir endlich durch Vermittlung eines Freundes gelungen, einen Wäschefabrikanten für mich zu interessieren. Die persönliche Vorstellung erfolgte vormittags um 11 Uhr in einer Arbeiterwirtschaft. Der

dortige Wirt war ein guter Kunde meines zukünftigen Patrons, was den etwas seltsamen Rendez-vous-Ort erklärt. In zwangloser Unterhaltung erzählte ich von meiner bisherigen Tätigkeit, bestand mit Erfolg ein kleines Examen und hatte bereits die Gunst des Fabrikherrn gewonnen. In flüchtigen Zügen erklärte er mir den Inhalt eines Arbeitsvertrages, den ich am folgenden Tag zu unterschreiben hatte. Es war ein Vertrag, der mich mit einem Schlag aller finanziellen Sorgen enthoben hätte.

« Was ich vor allen Dingen von meinem Personal verlange, ist vollständige Hingabe an die Arbeit, » sagte mir zum Schluss mein neuer Patron, « was nur dann möglich ist, wenn der Angestellte frei von Sorgen arbeitet. Sollten Sie Schulden haben, so sagen Sie es mir ruhig, denn ich liebe vor allen Dingen reinen Tisch. »

Gerührt ob diesem Entgegenkommen beichtete ich nach flüchtigem Zusammenrechnen eine Summe von einigen hundert Franken.

« Ich lasse Ihnen einen Vorschuss in der Höhe des ersten Monatslohnes zukommen, welchen Betrag wir dann nach und nach verrechnen können. »

Dankbar nahm ich das grossherzige Anerbieten an. Schon wollte ich mich verabschieden, als mich ein von Fusel stinkender Kerl, mit zerrissenen, schmutzigen Kleidern ansprach: « Salü... (er rief mich bei Namen und Vornamen), zahlst nichts? »

Ein heftiger Schreck befiel mich beim Anblick des besoffenen Vaganten. Mein Hirn arbeitete fieberhaft, um die Situation zu retten. Konnte das Schicksal wirklich so grausam sein, mir das Gespenst der Vergangenheit in Gestalt dieses Elenden just in diesem Moment in den Weg zu schicken? Ich hatte ihn wohl erkannt, ebensogut wie er mich, haben wir doch viele lange Wochen in enger Gemeinschaft verlebt. Sollte ich ihn verleugnen? Nein, das ging nicht an, er hatte ja meinen Namen genannt. Da plötzlich kam mir eine, wie ich glaubte, rettende Idee, ich trat auf ihn zu, gab ihm die Hand, suchte ihm durch Augenzwinkern und alle mir zur Verfügung stehende Mimik begreiflich zu machen, er möge um Gotteswillen vom andern schweigen.

« Ja, es ist lange her, seit wir zusammen die Grenzbesetzung mitgemacht haben. »

sagte ich zu ihm, im Bestreben, ihn als Dienstkameraden hinzustellen.

« Ja und seit wir zusammen Zuckerrüben ausgezogen haben im grossen Moos, sind auch schon zwei Jahre vorbei », sagte der Schuft so laut, dass es auch der Letzte der zwanzig anwesenden Gäste hören musste. Da war es heraus, das Schreckliche, das ich die ganze Zeit über gefürchtet hatte. Dass ich dem Lumpen nicht mit einem Stuhl den Schädel eingeschlagen habe, wundert mich heute noch. Was ich nachher noch tat oder sagte, dessen weiss ich mich heute mit dem besten Willen nicht mehr zu erinnern. Mein einziges Bestreben war, aus der Wirtschaft fortzukommen. Dass die Unterschlagung, die ich mir als Provisionsreisender hatte zu Schulden kommen lassen und die mich für drei Monate nach der Strafanstalt Witzwil brachte, noch diese Folgen haben werde, hätte ich mir allerdings nie träumen lassen. Die Stelle konnte ich nicht antreten. Der Vorfall meiner damaligen Verhaftung war gewiss furchtbar peinlich, jedoch der peinlichste Moment meines Lebens war der oben erzählte.

Lieber « Schweizer-Spiegel » !

Es war während eines Frühlingsaufenthaltes in Lugano. Eine Künstlertruppe hatte in unserem Hotel zu einem Unterhaltungskonzerte eingeladen. Das künstlerische Niveau des Programms war sehr mittelmässig und ganz auf den leichten Unterhaltungston gestimmt. Derselbe entsprach durchaus nicht meiner Gemütsverfassung — wir suchten Erholung von schweren Schicksalsschlägen — und meine Gedanken schweiften deshalb bald anderswo. Um aber nicht als « schwarzer Punkt » die fröhliche Stimmung um mich her zu stören, bemühte ich mich, wenigstens am Schlusse jeweils tapfer mitzuklatschen. Ich war eben wieder aus meinen Träumereien erwacht, als ein Couplet zu Ende war und ohne mich lange zu besinnen, begann ich zu klatschen. Da traf mich ein merkwürdiger, strafender Blick meiner Schwester. Ich fasste ihn als Vorwurf für mein gedankenloses, rein äusseres Mittun auf und klatschte noch etwas lebhafter, bis ich zu meinem Erstaunen bemerkte, dass der grösste Teil der Gesellschaft beetreten und verlegen vor sich hin blickte. Was war denn vorgefallen? Hatte ich in meiner Zerstretheit mitten in ein

Stück hineingeklatscht? Nein, viel Schlimmeres (wie meine Schwester mich endlich belehrte)! Das vorgetragene Couplet hatte einen solch zweideutigen Inhalt gehabt und so alle Grenzen der Wohlanständigkeit überschritten, dass die sonst gar nicht allzu engherzige Gesellschaft sich vor Verlegenheit gerne verborgen hätte, und nur ich, die wohlerzogene, junge Tochter, schien an der starken Würze des schlechten Witzes Gefallen zu finden!!

Lieber «Schweizer-Spiegel»!

Im Lift ist eine Tafel mit der Bitte: Beim Verlassen des Liftes auf einen Knopf an der äusseren Lifttüre zu drücken und damit den Lift zurückzusenden. — Jedesmal lese ich diese Tafel und jedesmal drücke ich auf den Knopf.

Gestern komme ich spät nach Hause, hinter mir eine Dame, die Dame vom 7. Stock, ich wohne im 4.

Es ist eine ältere, gesetzte, sehr freundliche Dame. Wir fahren zusammen hinauf, zuerst zum 4. Stock, nachher fährt die Dame allein zum 7. Ich rede ein wenig, ich bin etwas schläferig. Der Lift hält. «Guten Abend.» Ich verlasse den Lift. Ich schliesse die innere, dann die äussere Lifttüre. Ich lächle durch zwei Gitter, die Dame lächelt auch. Die Dame versinkt, sie lächelt nicht mehr, jetzt starrt sie wütend auf meine Füße und dann ist sie verschwunden. — Sollte ich — habe ich auf den Knopf gedrückt? Ich brülle dem versinkenden Lift Entschuldigungen nach. Ich verdufte. — Wie peinlich!

Sehr geehrte Herren!

Der peinlichste Moment in meinem Leben, das war damals, als ich im Grenzdienst jenseits von Gotthard und Ceneri Nachricht hatte von Zuwachs in meiner Familie, und zwar unter schweren Umständen und ärztlichen Eingriffen. In den gleichen Tagen kamen telegraphische und briefliche Berichte von zu Hause über schwere und zu spät erkannte Diphtherie-Erkrankung meines damals sechsjährigen Knaben. Fragen über abgesonderte Unterbringung und Pflege, andere oder vermehrte ärztliche Hilfe bestürmten mich. Mein dringliches Urlaubsgesuch wurde abgelehnt, ich könnte zu Hause nichts helfen, ich könnte den Diphtherieherd zurück in die Truppe bringen; es war zur Zeit des Eintrittes Italiens in den Krieg.



Wenn man das Billet samt dem Geldbeutel vergessen hat, auf die Reise mitzunehmen

Jene Stunden und Tage und Nächte waren Jahre für mich; es wollte nicht Abend und nicht Morgen werden; bange erwartete ich den Kompagniepostli nach jedem Einrücken ins Kantonnement. In einer jener Nächte, nachdem mir zuvor erneut ein Urlaub abgeschlagen worden war, da habe ich sachte mein Gewehr vom Rechen ins Stroh genommen und zwei scharfe Patronen, eine in den Lauf, eine ins Magazin geschoben, und mittels dieser Dingerchen hätte ich mit meinem sonst guten und beliebten Hauptmann die grosse Reise angetreten, für den Fall, dass von zu Hause eine Todesnachricht gekommen wäre. — Das war der peinlichste Moment in meinem Leben. — Zwei Monate später konnte ich damals die Meinen (die Bisherigen und den Zuwachs) gesund und munter wieder sehen und alles war wieder gut. * * *

Sehr geehrte Redaktion!

Als junger Schulmeister amte ich in einem abgelegenen Juradörfchen. Nach dem langen und strengen Winter nahte endlich der Frühling und mit ihm das Examen und hinter demselben standen verheissend die Ferien. Zur Feier des Tages fand im einzigen Gasthof des Dorfes ein Mittagessen statt, zu welchem ausser dem Herrn Inspektor, dem Herrn Pfarrer, den Schulpflegern auch der Lehrer eines Nachbardorfes eingeladen wurde. Dieser Lehrer war mein Seminarfreund.

Das Festessen verlief überaus anregend. Als dann bei schwarzem Kaffee und Zigarren der zweite Teil begann, fingen die Köpfe bald an, ein wenig rot zu werden, und mein Uebermut schoss mächtig ins Kraut. Warum sollte er nicht? Das Examen war über Erwarten gut verlaufen, von morgen an warteten meiner volle drei Wochen Ferien und dazu besass ich soviel Geld zu eigener Verwendung, wie ich vorher noch nie gesehen hatte. Ich hatte eine Velotour nach Italien vor... Die Tafel wurde aufgehoben. Die Herren unternahmen einen kleinen Verdauungsspaziergang und man beschloss, sich in einer halben Stunde wieder in der Gaststube zu treffen. Mein Freund und ich bummelten eine gute Strecke, dann kehrten wir wieder um und ich begab mich noch an einen « gewissen » Ort. Als ich in die Gaststube trat, sah ich meinen Freund (so schien es mir wenigstens) vornübergebückt etwas

an den Schuhen in Ordnung bringen. In der Zeit eines Augenblicks war mein Entschluss gefasst. Ich warf meinen Mantel auf den nächsten Tisch, spuckte ein wenig in die Hände, stellte mich hinter meinen Freund, hob sachte die Schösse seines Rockes in die Höhe und im nächsten Augenblick sauste ein klatschender Hieb auf den straffgespannten Hintern meines — Inspektors.

Die Hand schmerzte mich noch einige Tage von der Wucht des Hiebes und sicher waren meine Finger alle auf der Zielscheibe meines Uebermutes genau abgezeichnet.

Das Peinliche meiner Lage, in der ich mich befand, als der Herr Inspektor sich blitzschnell erhob und — krebsrot bis hinter die Ohren um sich schaute und vor Zorn keines Wortes mächtig war, brauche ich wahrscheinlich nicht zu beschreiben, es wäre mir auch nicht möglich.

Der Herr Inspektor hatte übrigens soviel Takt, mir meinen Missgriff nicht nachzutragen: wir sind heute die besten Freunde. * * *

Lieber « Schweizer-Spiegel »!

Mein Töchterchen war hie und da bei einer Bekannten von mir eingeladen. Die Kleine bekam dort mehr als genug gute Dinge zu essen und wagte nie recht zurückzuweisen, wenn sie genötigt wurde. Als wir wieder einmal hingingen, sagte ich vorher zu ihr: « Du musst auf Besuch nicht mehr essen als zu Hause, und wenn du satt bist, darfst du sagen: « Nein, ich danke. » Sie wollte aber genau wissen, wieviel sie essen sollte. Da sagte ich: « Also höchstens drei Törtli. Als ich später sah, dass sie nach dem zweiten Törtli schon genug hatte, wollte ich sie an das vorhergehende Gespräch erinnern und sagte: « Meitli, du darfst jetzt aufhören. » Darauf sagte sie laut und vernehmlich: « Mama, du hast doch vorhin gesagt, ich soll mindestens drei Törtli essen. » * * *

Tit. Redaktion des « Schweizer-Spiegel »!

Es war vor 20 Jahren in H., einer französischen Hafenstadt, wo ich in einer Speditionsfirma das Personelle unter mir hatte. — Engagierte ich da einmal zwei junge Zürcher Kaufleute, die mit warmen Empfehlungen ihrer mir bekannten Eltern antrabten. Ich fühlte mich verpflichtet, ein extra väterliches Auge auf die beiden zu

haben, machte ihnen nicht nur im Geschäfte die Arbeit leicht, sondern bekümmerte mich auch um «Kost und Logis», führte sie bei Landsleuten ein usw. Auch mochte ich nicht unterlassen, sie zu warnen vor den sogenannten Gefahren der Großstadt, wobei ich nicht verfehlte, auf die Strassen, Lokale usw. hinzuweisen, in denen es sitzamen Schweizern nicht wohl ansteht, sich blicken zu lassen, dass dort usw. Speziell vor einer Tingeltangel-Beiz in einer verrufenen Gasse, bekannt wegen den «überseeischen Augen, Richtung Brasilien» ihrer Bar-mamsells, warnte ich die beiden bei einem Hocke ausdrücklich. Spät verabschiedete man sich, «höchste Zeit zum Heimgehen, sehr müde, morgen viel Arbeit» usw. Doch der Teufel, den

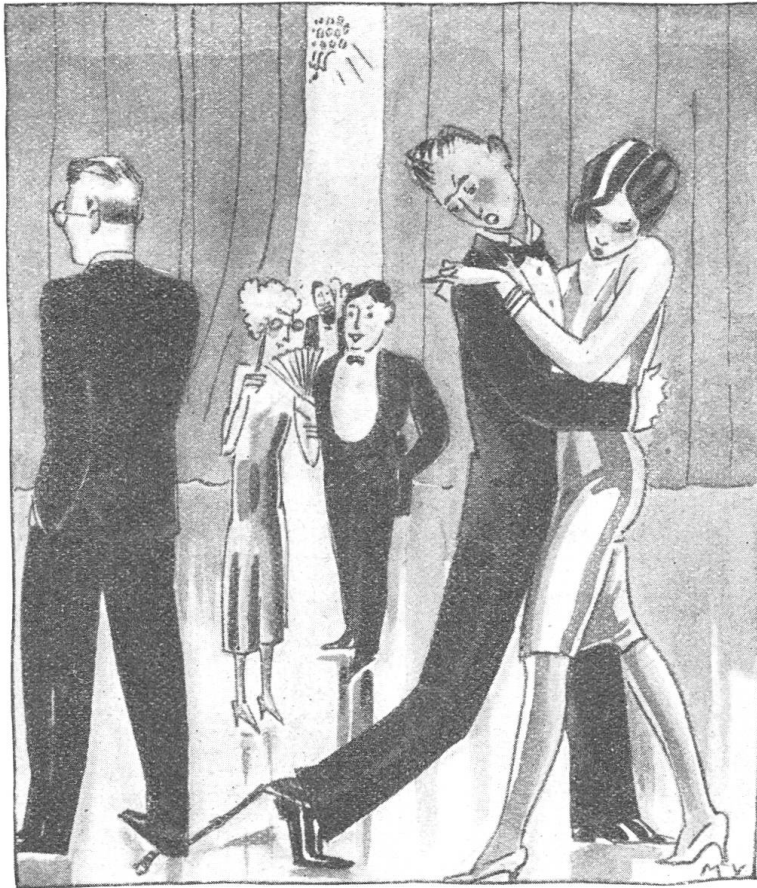
ich soeben so schön an die Wand gemalt hatte, liess mich nicht los, und unversehens kam mir der Gedanke, ich könnte doch einmal die bewusste Beiz persönlich in Augenschein nehmen, um mich von ihrer Verwerflichkeit selber zu überzeugen. Gesagt, getan! Der Rest ist bald erzählt. Da man ja weiss, dass in dieser Geschichte ein peinlicher Moment eintreten muss, wird der Leser — Auslandschweizer vielleicht einen Augenblick schneller — erraten haben, dass ausgerechnet meine beiden «Züribieter», offenbar auch zwecks Kennenlernen von Land und Leuten, sich bereits in dem Café

befanden und mich bei meinem Eintritte sprachlos anstarrten. * * *

Sehr geehrte Herren!

Vor drei Jahren war ich in Rangoon und wartete auf einen Dampfer, der mich weiterfahren sollte. Ich wohnte im Strandhotel, wo ich noch einige Bekannte aus

dem Landin-
nern getroffen hatte. Natürlich verbrachten wir die Abende gemeinsam. Eines Nachts war es sehr spät, als wir uns trennten. Ich war todmüde und froh, endlich allein in meinem Zimmer zu sein. Rasch zog ich mich aus und wollte eben ins anstossende Badezimmer, als mein Blick zufällig auf mein Bett fiel. Ich war starr. Mitten in meinem Bett sass ein junger Mann und schaute mich durch das Moskitonetz etwas



„Wenn sich im Ballsaal das Sockenband löst“

erstaunt, aber doch ganz fröhlich lächelnd an. Mir wurde es sehr ungemütlich und ich kam in eine ziemliche Wut. So eine bodenlose Frechheit war mir noch nie vorgekommen. Sass der Kerl ganz seelenruhig mitten in «meinem» Bett und lächelt mich noch an! Einfach unerhört! Auf alle Fälle musste er sofort verschwinden. Dies wollte ich ihm eben in nicht sehr liebenswürdiger Weise klar machen, als er mir schon zuvorkommt und mich mit sehr höflicher Stimme bittet: «Make yourself comfy, please». Da kam mir mit einem Schlag die Erleuchtung meiner Situation, und ich wäre

am liebsten in den Boden versunken. Ich war ja gar nicht in meinem Zimmer. Einige Entschuldigungen stammelnd, rannte ich zur Türe, als mir der höfliche junge Mann nochmals zuvorkam und mir vorschlug, doch lieber erst wieder meine Kleider anzuziehen, bevor ich das Zimmer verlasse.

Mein Zimmer fand ich dann bald. Es lag am andern Ende des Korridors. Der Schlaf war mir aber gründlich vergangen. * * *

Lieber «Schweizer-Spiegel»!

An einem Schulexamen hatte ich als Lehrerin in drei Fächern zu prüfen und wollte nachher den Prüfungen meiner Kollegen beiwohnen. Die Sache hatte mich ziemlich aufgeregt, und ich war froh, mich zurückziehen zu können. Ich suchte mir einen Stuhl aus, konnte mich jedoch nicht gleich darauf niederlassen, da ich von der Mutter eines Schülers angesprochen wurde. Endlich entfernte sie sich, und indem ich einer etwas schüchternen Schülerin noch ermunternd zugenickt hatte, setzte ich mich — auf die Knie eines Kollegen, desjenigen, der mir seiner auffälligen Aufmerksamkeiten wegen schon längst zuwider war. * * *

Lieber «Schweizer-Spiegel»!

Fünfzehn Jahre war ich damals alt und hatte bereits einen sogenannten «Schatz». Er wohnte zwei gute Wegstunden von meinem Elternhause entfernt. Begreiflich, dass ich nach Abschluss der Sekundarschule oft bedenklich Sehnsucht nach der fernen Geliebten bekam. An einem Maisonntag, nachdem ich «sie» viele Wochen nicht mehr gesehen hatte, brach ich daheim verstohlen auf, nahm meine ganze Barschaft, einen funkelnden Zweifränkler, den ich beim Maikäfern verdient hatte, an mich, und wanderte dem Orte meiner geheimen Sehnsucht entgegen. Ich war mir der Verwegenheit meines Planes nicht bewusst, bis ich «sie» erblickte. Ich heuchelte grenzenloses Erstaunen, hierher geraten zu sein. Susy zeigte sich freudig überrascht (zu meiner tiefsten Wonne) und rief ihre Mutter auf den Plan. Ich wurde als «anhänglicher Schulkamerad» ins Haus geführt und vorläufig mit Limonade und Backwerk behandelt. Darauf: Besichtigung des Hauses vom Firstbalken bis zum Kellerboden, Exkursion im Hausgarten, Einsichtnahme von Dorfplatz, Kirche und Schulhaus, nun, was

so ein Dorf eben zu zeigen hat. Dann: Kaffee mit Schlagsahne, Kuchen. Ich musste mich wie ein richtig gehender Freier fühlen. Und da muss man doch auch nobel sein. Und ich war es! Nach dem Essen zog ich meinen Maikäferzweifränkler aus der Tasche und schenkte ihn mit einer hochherzigen Geste der kleinen Schwester von Susy.

«Nei, bitti, aber es isch doch gwüss nüd nötig, jää, aber eso öppis! Mer wänd's gwüss nüd ha!» —

Als alle meine Bemühungen erfolglos blieben, legte ich das Geldstück auf das Fenstersims: «Du nimmsch es dänn scho, gäll Marteli!»

Unterdessen war der Abend hereingebrochen. Ich musste an den Heimweg denken. Als wir vor das Haus traten, brach ein schweres Gewitter los. Wir hatten sein Heraufziehen in der Stube gar nicht bemerkt. Das war nun freilich allerhand. Susys Mutter wusste Rat:

«Jez chasch natürli nüd z'Fuess hei, vo dem isch kei Red! Nimm du de Sibnizug, dänn bisch am achti au diheime.»

Wie sollte es einem Burschen, der Zweifränkler verschenkt, nicht möglich sein, den Siebenuhrzug zu benützen?

Auf dem Sims lag noch immer der Zweifränkler, als wir in die Stube zurückkehrten, und mir kam es vor, als grinse er mich schadenfroh an. In meiner Tasche barg ich das Taschentuch und ein altes zweiklingiges Sackmesser. Sonst nichts, absolut nichts. Für ein Taschentuch und ein Sackmesser bekommt man kein Billet, das hatte ich bald heraus.

Ich beteuerte lebhaft, unbedingt wetterfest und auf alle Gewittergefahren geeicht zu sein. So ein bisschen Regen sei sogar gesund. Ja, gesund, sagte ich. Aber meine mannigfachen, mit zäher Hartnäckigkeit vorgebrachten Einwände liess man nicht gelten. Sie könnten es nicht verantworten, mich in dieses böse Wetter hinaus zu lassen. Nein, was auch meine Mutter sagen würde. (Meine Mutter, die von der ganzen Freierrfahrt nicht das geringste wusste!) Das war wieder sehr gut. Und auf dem Sims grinste der niederträchtige Zweifränkler, der meine verzweifelte Lage sofort behoben hätte, wenn ... ja ... wenn er noch in meinem Besitz gewesen wäre.

Da kam mir ein unflätiger Gedanke. Ich schwatzte mich so mir nichts dir nichts zu

jenem Sims hinüber, rückwärts gehend, die Hände auf dem Rücken, wie ein Professor. Ein Bein übers andere geschlagen, redete ich grossmäulig in die Stube hinein, lachte, schwatzte wohl auch bodenlosen Unsinn daher... und hinten machte ich mir mit dem Zweifränkler zu schaffen. Er musste wieder in meine Tasche, koste es, was es wolle. Meine Ehre, ja mein ganzes 15jähriges Liebesglück stand auf dem Spiel. Was musste Susy von einem Schatz denken, der nur einen einzigen Zweifränkler hat! Ich musste erfahren, dass es nicht so leicht ist, einen Zweifränkler von einer glatten Fläche zu heben, ganz besonders hinten herum.

Aber es gelang... gelang sogar vortrefflich, bis zum Augenblick, wo er meiner zitternden Hand entglitt, auf den sonntagblanken Boden hüpfte, elegant durch die Stube rollte, sich noch einige Male um sich selbst

drehte und vor den Schuhspitzen von Susys Mama geruhsam sich hinlegte....

Diese Mama lächelte, lächelte so fein und aufgeräumt, wie ich niemals eine Mama lächeln sah. Ich stand da wie eine geknickte Telephonstange. Es sauste und brauste in meinen Ohren.

Und diese Mama lächelte immer noch, so gewinnend, so wissend...

Nach Sekunden — mir waren es Ewigkeiten — nahm Mama das Silberstück auf, trat auf mich zu, schob mir das Sündengeld in die Tasche und sagte mit einem leisen, feinen Schalk in der gütigen Stimme:

« Wottscht jez nüd doch lieber fahre? »

— — — — —
Und dann bin ich gefahren, gefahren wie einer, der in Monte Carlo eine blitzende Million verspielt hat!

* * *



Tomamichel: Federzeichnung